

Nr. 294 **Bromberg, den 23. Dezember 1932.**

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(15. Fortsetzung.)

Ich ging zum Goldenen Anker, in der Dunkelheit würde ich über alle Weinberge sein.

Unterdessen bauten die Pioniere ab, die Regimenter verließen mit ihren Geschützen, Protzen und Bajonetten das Dorf und zogen klappernd heim. Vielleicht nach Mainz. vielleicht zur Pfalz hinunter, — meine Sorge. Der glorreiche Rheinübergang wurde abgeblasen, und die Kinder von Mostheim wollten hernach wissen, die Wasserleichen hätten alle fünf zwar stöhnend, doch immerhin wiedererweckten Leibes auf den Wolldecken eines Bagagewagens die Rückreise angetreten. Die Sonne des Nachmittags wird sie trocken reiben, dachte ich, dann zog ich mir im Abfüllkeller des „Goldenen Ankers" Hose, Hemd und Socken aus, damit Susanna alles an den Herd hängen konnte. Vorläufig wurde ich in einen Anzug Adam Ankers gesteckt. Die Hose war zu kurz, der Rock zu spack, ich stelzte wie ein Flamingo durch den Hof, so daß die beiden Frauen lachen mußten trotz allem Leid. Und da sie lachten, wechselte auch ich meine Laune: Nein, ich wollte nicht fliehen, ich wollte auf Posten bleiben, der Opfergang Adam Ankers, Pankraz Wendlands und all der andern Brüder des Westens sollte mich nicht beschämen. Ich hatte der gallischen Exzellenz bare Grobheiten gesagt, mochte man mich dafür exekutieren.

Meine Witterung war nicht falsch gewesen. Die Sonne wollte eben zur Rüste gehen, Mamsell Susanna rief schon, Hose, Hemd und Socken seien wieder fertig zum Einsteigen, da polterten zwei Posten unter Gewehr in die Küche. Der hämische Ortskommandant verlas den Haftbefehl.

Ich trotzte nicht, ich sagte nur: „Ade Susanna, ab nach Mainz und Zweibrücken, melden Sie der Wirtin, ich würde Adam Anker schöne Grüße ausrichten!"

Kein Muckfen konnte helfen. Mir war nicht triumphierend zumut. Sie führten mich nicht zur Kommandantur, auch nicht zum Bahnhof. Einen Kapitalhalunken behandelte man einmaliger: Vor dem „Goldenen Anker" rasselte ein offenes Auto, neben dem Lenker hockte ein dritter Begleitposten mit Handgranaten am Koppel und einer dicken Pistole vor dem Bauch. Alles fertig zum Versand, als hätte ich die Welt aus den Angeln gerissen. Man ließ mich nicht Abschied nehmen, obwohl sich das halbe Dorf um den wartenden Wagen versammelte. Keiner von den Mostheimern grüßte mich, niemand wagte eine Silbe des Bedauerns oder des Zornes. Jeder fürchtete für sein eignes Leben, und diese Furcht war nur allzu berechtigt. Auf meiner Stirn perlte Schweiß, vielleicht war das Angst, ich fand im Augenblick keine behaglichere Erklärung. Mein Puls hämmerte mit dem Motor um die Wette. Die Bajonettposten nahmen mich in die Mitte, der Ortskommandant setzte sich breitbeinig vor meine Brust, dann sauste die Karre los. Eine wenig romantische Rheinreise, die vielleicht über Mainz bis zur Teufelsinsel führte.

Nach zehn Minuten stießen wir auf die Nachhut der Regimenter, denen der Brückenbau bei Mostheim nicht gelungen war. Die Sirene unseres Wagens schrie sich heiser, es dauerte lange, bis die Pontonwagen, und Infanteristen das Signal begriffen hatten. Meinetwegen mußte sich der lange Troß an die Seite quetschen. Den General suchte ich vergebens, vielleicht war er mit seinem Auto schon vorgefahren. Die Wasserleichen entdeckte ich ebenso wenig, man hatte sie in die Karosse mit dem roten Kreuz verstaut. So nahm ich Parade ab, ließ Revue passieren und schluckte meine Wut in dicken Fetzen herunter.

Wir fuhren durch Heimbach und Trechtinghausen, durch Bingerbrück und Budenheim, überall grinsten Poilus unter Stahlkiepen, während die Winzer schon Bastfäden um die Rebstöcke wickelten.

Meine Bajonettposten schwiegen, auch der Ortskommandant hielt sich verdächtig kusch. Dabei hatte ich zehn Atmosphären Druck auf der Blase. Wohin damit? In die Stiefel? Ich deutete dem Ortskommandanten durch Gesten etwas an, was meiner Überzeugung nach sehr dringend sei. Da bremste der Wagen auf der Stelle! Ich stieg mit meiner Eskorte aus. „Vive la France!" Stieg bald wieder ein, alles geschah mit phantastischer Sachlichkeit. Da stimmte irgend etwas nicht. Da dämmerten Teufeleien hinter den Grimassen derer, die mir soeben eine jener Gnaden gewährt hatten, wie man sie armen Sündern in der Nacht vor dem Beil einzuräumen pflegt.

Es war schon diebisch düster, als wir die ersten Häuser von Mainz erreichten. Der Fahrer drosselte das Höllentempo, wir waren in der Grabstadt Frauenlobs, des sanften Heinrichs von 1300, wir bremsten in der Heimat Johannes Gutenbergs, der hinter die Schliche der schwarzen Kunst gekommen war. Hätte er sich doch das verkniffen! Über uns die Sterne, die um den Vollmond weideten. Kein Wölkchen trübte so viel unendliche Klarheit, die mich das Jämmerliche allen menschlichen Tuns wieder bewußt werden ließ. Der Grenzkoller war doch der Krankheiten schlimmste.

Wir bogen um eine Straßenecke, zu beiden Seiten präsentierten Schildwachposten mit knackenden Gewehrgriffen. Der Wagen holperte in einen Vorhof, hielt unter einem erleuchteten Glasbaldachin. Das Schild der hohen Tür belehrte mich, daß hier die Herberge eines Menschen sei, der entsetzlich viel kommandieren durfte. Ich las das auch den Gesichtern meiner Eskorten ab, die alle zu einem respektabeln Gemisch von Pflichtgefühl und Kadavergehorsam erstarrten. Ich selber war kaum heroischer, doch führte ich keineswegs Grundeis in der Hose, die zudem noch Adam Ankers Hose war. Nein, ich war zu wütend, um ängstlich zu sein. Und wenn ich bei der Abfahrt von Mostheim geschwitzt hatte, so wußte ich jetzt, daß das nicht aus den Poren der Furcht getropft war, denn meine Unruhe schien eher zu neuen Torheiten fähig als zu einem schlotternden Bittgang.

Aus der Pförtnerstube, die man zur Wachtstube umgebaut hatte, spritzte ein dünner Leutnant, salutierend, mit den Sporen knallend, jeder Zoll ein Gallier.

„Eh, monsieur Immerodd?"

Hatte ich mich verhört? Meine bewaffnete Eskorte wurde auf die Straße gewiesen, nur der Ortskommandant von Mostheim blieb im Vestibül des Generalquartiers. Glocken schrillten durchs Haus, Ordonnanzen fegten über die Treppen. Der wachthabende Leutnant besprach sich leise mit meinem Transportführer, während ich in der Halle blieb und neue Fluchtgedanken hegte, denn die beiden Offiziere schlossen sich sorglos und geheimnistuerisch ein, das Auto war längst aus dem Hof gerollt, ich brauchte nur die hohe Glastür zu öffnen und kehrt marsch . . .

Nein. Ich blieb. Ich harrte aus.

In der Wachtstube wurde telephoniert, einzelne Worte schnappten meine heißen Ohrmuscheln auf: Most=eim, ancre dorée, général en chef — — —

Ich wartete noch auf guillotine oder exécution. Vergeblich.

Der dünne Leutnant öffnete wieder die Tür der Wachtstube, zog mich hinein, drückte mich auf einen Stuhl, bot mir Zigaretten an. Ich dankte. Nichtraucher. Und hatte Heißhunger nach Qualm. Der Ortskommandant von Mostheim verließ uns, warf mir aber einen Blick zu und schnippte hämisch mit der Reitpeitsche.

Die erste Stunde verging. Die zweite auch. Ich saß immer noch auf dem Stuhl. Mein dünner Leutnant wurde abgelöst, sein Nachfolger würdigte mich keines Grußes, keiner Unterhaltung.

Die Mitternacht kam. Der Morgen dämmerte. Auf die erste Ablösung folgte die zweite, — Manes Immerodd saß immer noch auf dem Stuhl. Bis gegen 6 Uhr der Wachthabende auf seine Armbanduhr sah: „Parbleu, abben Sie Geduld, der General seien en route. Sie verstehen? En route, so . . .!"

Er machte eine Bewegung wie ein Straßenkehrer. Ich dankte mit einem Nicken für diese Auskunft, obwohl ich nichts mit ihr anzufangen wußte. Ich war aber ruhiger, besonnener geworden, so daß ich meine eigene Haut wieder spüren konnte, die gestern abend keine Nerven mehr hatte. Zugleich wurde mir bewußt, daß meinem Magen seit sechzehn Stunden jede Nahrung fehlte. Das machte Kopfschmerzen, das klemmte auch den Leib peinigend zusammen. Hätte ich wenigstens etwas zu lesen gehabt.

Punkt 8 Uhr wachte ich auf, rieb mir die Augen: Ich hatte zwei Stunden im Hocken geschlafen! Helle Sonne im Fenster, auf einer Fahnenstange im Vorhof die Trikolore, zwei Posten trappelten mit geschulterten Flinten hin und her wie im Zoo die Panther. Dann Hörnerblasen, Trommelwirbel, Marschieren: Die Wache wurde abgelöst, Präsentiergriffe rasselten, die Bremsen einer märchenhaften Limousine knackten: Der Oberstkommandierende war angekommen! Zehn Fäuste griffen nach der Wagentür, ein Dutzend Hände flog grüßend an die Helme und Mützen. Auch mein wachthabender Leutnant sprang ins Vistibül, dem eintretenden General und seinem Gefolge Meldung zu erstatten. Wiederum hörte ich meinen Namen, der mir immer lieb und vertraut gewesen war, der mich aber heute mit Gänsepocken spickte, so oft ich ihn hören mußte. Denn das Err Immerodd der Franzosen klang messerkalt gegen das mollige Manes Himmerod meiner Kölner Heimat.

Der General hörte sich gesenkten Ohres das Geflüster des Wachtoffiziers an, hob dann mit einem offenen Ah den Kopf, sah mir ins Gesicht, gab dem Leutnant eine kurze Weisung und stieg, gefolgt von sechs Adjutanten, die Marmortreppe des Palastes hinan.

Der Wachtoffizier wandte sich mir zu: „Err Immerodd, in einer halben Stunde!"

Er maß mich schnüffelnd vom Scheitel bis zum Zeh, vielleicht mißfiel ihm der Schnitt von Adam Ankers Hosen. Wohin ich geführt werden sollte, wußte ich immer noch nicht. Plötzlich schnurrte das Telephon. Zwei Worte wechselte der Leutnant, dann warf er den Hörer auf die Gabel, zerrte mich am Ärmel ins Vestibül, die Marmortreppe hinauf, einen breiten Gang links, einen schmalen Gang rechts, an einer Flucht von numerierten Türen und Türchen vorbei, nochmals eine Treppe hinauf, und wir standen vor einem hölzernen Portal. Diese pomphafte Barocktür im zweiten Stock konnte man schon ein Portal nennen.

Der Leutnant öffnete, wir betraten ein Zimmer, in dem schon wieder ein halbes Dutzend Offiziere teils an Schreibtischen, teils an Generalstabskarten mit Zirkeln und Nadelfähnchen militärische Dienste versah. Obwohl es Hochsommer war, hielt man die Fenster geschlossen. Ein Dickicht von Zigarettenqualm und pomadenhaften Düften brachte mich aus Husten.

„Voilà Errmann Immerodd de Most=eim!"

Die Offiziere verließen ihre Tische, einer durchwühlte meine Tasche, suchte nach Waffen, fand aber nur einen Mantelknopf und zwei Sicherheitsnadeln. Ein anderer verlangte meine Hände zu sehen, ich zeigte sie, sie waren voll Knies. Also wurde ich an ein Waschbecken geführt, erhielt Seife und Handtuch, eine Wohltat, der ich mich gern fügte.

„Fini?"

„Jawohl, meine Herren!"

Die Nebentür wurde geöffnet, man schob mich aus dem Vorzimmer ins Sanktissimum und ließ mich mit derselben Exzellenz allein, die vorhin unter Horngeschmetter und Trommelgewirbel im Polster der märchenhaften Limousine angekommen war. Der Mann sprach zunächst kein Wort, ich tat desgleichen und besah mir den Gastgeber genauer: Ein Fünfundsechziger etwa, greis, rötliche Hautfarbe wie bei Burgundertrinkern. Jetzt stand er auf: Ein viel zu dicker Wanst mit viel zu dickem Kopf. In diesem Kopf ein gewaltiger Mund. Hinten noch so ein Mund und der Kopf war ab. Und so viel kugelrunde Schwere auf viel zu dünnen Beinen. König Nußknacker. Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein. Aber eine tadellos geschneiderte Uniform umwürgte diese Figur, das hatten die Franzosen ja raus.

Und der Alte lächelte. Meiner Treu: Er lächelte hold! Er lächelte fast väterlich hausbacken und ohne gallische Verschlagenheit. Und streckte mir seine Flosse leutselig entgegen. Da wußte ich, warum ich im Vorzimmer gereinigt worden war. Es sollte nicht umsonst gewesen sein: Ich schlug ein in die fremde Generalshand, die sich schwitzig heiß anfühlte. Und die dicke Exzellenz sprach: „Ööh, monsieur Immerodd, mir wurde gemeldet, Sie abben gerettet fünf Soldaten —?"

Der Alte spreizte die Finger: „Nischd wahr, fünf Soldaten?"

„Jawohl, Herr General!"

Ööh, Err Immerodd, Sie wissen, worum es sich ier andelt? — Sie wissen es nischd? Der Offizier der Kommandantur at Ihnen nischd orientiert? Warum das —?"

Dieser Teufel von Ortskommandant! Er hatte in Mostheim schon gewußt, worum es ging. Aber er mußte mich erst Blut schwitzen lassen!

„Nein, Herr General; ich wurde verhaftet und unter schwerer Bewachung nach Mainz transportiert!"

Der Alte knabberte unwirsch an seinem Schnurrbärtchen, machte sich Notizen. Hoffentlich hatte ich den Schinder von Mostheim angeschwärzt; denn der General schimpfte vor sich hin, beschrieb einen Bogen Papier und drückte auf den Knopf, um dem hereintretenden Ordonnanzoffizier einen Orderzettel zu übergeben. Dann waren wir wieder allein.

„Ööh, Err Immerodd, ich bedanke Ihnen erzlich und abbe die Ehre, Sie fünftausend Francs zu begeben!"

Damit öffnete die Exzellenz ihre allerhöchste Schublade und zählte fünf einzelne Tausendfrancsscheine auf den Tisch.

Vor meinen Augen strauchelten Gespenster. Dieses Vermögen war mein . . . Eigentum? Ich kniff mich in die Wangen, griff nach dem Gelde, steckte es ein. Sollte ich danken? In meiner Tasche brannten die Scheine, in meinem Kopf schwirrten Wespen.

„Sie können gehn, Err Immerodd!"

Ich blieb. Meine Füße hingen wie Blei. Da zog ich das Geld wieder aus der Joppe, zählte es nach, — die Rechnung stimmte nicht. Nein, sie war falsch, war faul und irrig. Ich riß mich zusammen, holte tief Atem, bekam den Datterich in die Lippen und in die Finger: „Exzellenz, — es — stimmt nicht!"

Nun spreizte ich die Finger einer Hand: „Nicht fünfmal tausend Francs sind Ihre Schuld, aber fünfmal ein — Mensch!"

Oh, der alte Satan begriff. Er begriff meine Gegenrechnung so gut, daß er mit der Faust auf den Schellenknopf schlug und dem eintretenden Ordonnanzoffizier beibrachte, ich sei unverzüglich auf die Straße zu weisen. Der Befehl wurde prompt ausgeführt, freilich warf ich schnell die fünf Tausender zurück auf den Schreibtisch des Generals.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnacht der Kinder.

Selige Weihnacht der Kinder,
Die noch nicht sorgen und denken,
Die nehmen, was wir ihnen schenken,
Den Baum, die Lichter, den Winter
Und alle Freuden der Welt,
Für sie ist das alles bestellt.

Für sie ist alles gemacht,
Sie stehen mit klopfendem Herzen
Unter den brennenden Kerzen
Und spüren mit wohligem Zittern
Wie zwischen goldenen Flittern
Ein offener Himmel lacht.

Ihnen beut alles sich dar.
Ihnen hängen die Bäume
Noch voll seliger Träume.
Schwankender Stern auf der Spitze,
Schaumgoldener Nüsse Geblitze,
Alles ist echt und ist wahr.

Ruhend im Schoße der Zeit
Lauschen sie bebend dem Singen
Der Engel, dem Glockenklingen.
Und vor dem Kind in der Krippen
Jauchzen unschuld'ge Lippen:
Weihnacht, Weihnacht ist heut.

Wolfgang Federau.

Des Heilands Heimat.

Von Dr. hist. h. c. **E. v. Behrens.**

Der Ursprung unserer weltbezwingenden Religion wird in allen Zeiten interessieren. Das Land, die Umstände und die nächste Umgebung, in denen der Urheber des gewaltigen weltanschaulichen und sozialen Umsturzes geboren wurde, sich entwickelte und wirkte, behalten daher für die Menschheit ihr bleibendes Interesse, obwohl bald volle zwei Jahrtausende seit jener Zeit verflossen sein werden, als in einem Städtchen am äußersten Rande des Römischen Riesenreiches der Mann das Licht der Welt erblickte, den heute beinahe die ganze Kulturmenschheit „Gottessohn" nennt; dessen ethischer Kanon alle anderen je bisher dagewesenen in den Schatten zu stellen vermochte und dessen Leben und Leiden zum ewigen Vorbild bis an das Ende der Welt gelten wird.

Das „Gelobte Land". Unter diesem Namen wird zumeist nur das winzige Ländchen in dem südöstlichen Winkel des Mittelländischen Meeres — Palästina — verstanden. Vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus gesehen, sollte unter diesem Namen aber das große Dreieck verstanden werden, welches die Brutstätte der ältesten Zivilisationen der Menschheit — Babylonien — Phönizien — Ägypten umfaßte.

Jerusalem war eine politisch-unbedeutende Hauptstadt eines kleinen Ländchens Judäa. Doch gerade dieses kleine Land (etwa 20 Kilometer breit und 75 Kilometer lang!) befand sich im Herzen jenes jahrtausendealten Kulturenkreises. Es war ein vor 2000 Jahren üppig blühendes Land mit subtropischer Flora, von etwa zwei Millionen Menschen bevölkert.

Ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt wurden die kleinen einheimischen Könige in ganz Syrien und Ägypten vom Römerfeldherrn Pompejus erobert, darunter auch die vier Teilfürstentümer (der Nachkommen Asmons, der Israel von der Oberherrschaft der syrischen Mazedonierkönige befreit hatte). Diese Könige waren aber nur rein äußerlich Israeliten. Sie waren bei allem ihrem Nationalpatriotismus der kulturellen Überlegenheit der Griechen verfallen, was zu Christi Zeiten übrigens nicht nur die Mazedonier, sondern selbst die Römer waren. So bildete die Griechensprache im damaligen Orient die Weltsprache, in der sich alle Völker auch im Orient untereinander zu verständigen pflegten. Das untere Volk in Judäa und in den anderen drei Königreichen Palästinas sprach voneinander recht verschiedene Idiome der aramäischen Sprache, einer dem Arabisch nahestehenden Mundart. Nur die Leviten bedienten sich der uralten Hebräersprache, die damals schon eine Art „Latein", d. h. als Kirchen- und Gottesdienstsprache galt. Die Römersprache (Latein) war damals eine im Orient ganz unbekannte Eroberersprache. Hat Christus, der Sohn des Zimmermannes aus Nazareth in Galiläa, und Untertan des Königs Herodes I. römisch verstanden? Nein. Er gehörte ja nicht zu den „oberen Zehntausend" des Orients. Wohl verstand er, der Enkel eines Leviten des Jerusalemer Tempels, außer seinem zu Hause erlernten Heimatdialekt (galiläisches Aram) auch Althebräisch. Vielleicht hat er auch gut Griechisch verstanden — die Umgangssprache der Welthandelsstadt Alexandrien, wo er sieben Jahre seiner Kindheit verlebte. Vielleicht auch die phönizisch-tyrischen Mundarten des Aram-Dialektes, und die Sprache der mit Kreta sprach- und kulturverwandten philistäischen Pelasger? War doch das Land der Philister kaum wenige Stunden Fußwanderung von Bethlehem und Jerusalem entfernt!

Die weiten Reisen, die Jesus in seiner Jugend gemacht hat, mußten ihm die Kenntnis von vielen Sprachen, Weltanschauungen und Religionslehren verschaffen. Doch nicht seinem Reichtum, vielmehr seiner Armut, hatte er diese wertvollen Kenntnisse zu verdanken, obwohl er dem Uradel des Israelitervolkes angehörte.

Schwere Lasten hatte ein Handwerker, wie es der Vater Jesu war, zu ertragen. Außer derjenigen, die von den „Zöllnern" Roms und des eigenen Königs ihm abgefordert wurden, mußte auch noch der gesetzliche Zehnte vom Gesamteinkommen an die Tempelbehörde von Zion alljährlich gezahlt werden: reiche Jerusalemer Familien der Hannas, der Kanteros, der Wötos', der Hurs haben nicht nur die Kommunalverwaltung Salems, sondern auch die Verwaltung des Tempels und seiner großen Domänen, Kapitalien und Privilege an sich gerissen, um sich dadurch zu bereichern. Der Mann aus dem Volke hatte lediglich die Pflicht, für alles zu zahlen: für jedes Gebet, für jeden Schritt, den er im Tempel tat. Und fernhalten konnte man sich vom Tempel keineswegs, denn das Mosaischen Gesetz war streng und drohte mit Fluch und Bann, Einziehung des Vermögens und anderen empfindlichen Strafen dem sich ungläubig gebärdenden Israeliten . . .!

Außer den Abgaben für Rom, den Steuern für den Landesfürsten, den Gebühren für die Geistlichkeit und den Gemeindesteuern daheim in Nazareth, hatte die Zimmermannsfamilie Josephs auf Schritt und Tritt mancherlei andere Lasten und Bedrückungen zu erdulden. Wenn die sechsköpfige Familie Josephs Fleisch genießen wollte, mußte sie den Schächter für das rituelle Schlachten bezahlen. Wollte Josephs Frau, Maria, baden gehen, so hatte sie kein anderes, als das rituell zulässige Mikweh zu besuchen, wo ein besonderer Zuschlag erhoben wurde. Jeder Sabbath kostete, denn der Vorstand der Synagoge zu Nazareth erhob für den Besuch des Bethauses sein Scherflein. Starb jemand im Hause, so kam ein derartiges Ereignis dem finanziellen Ruin gleich. So hoch waren nämlich die Gebühren für die Verrichtung aller mit der Bestattung der Leiche verbundenen Formalitäten und Zeremonien. Beim Durchschreiten des Stadttors hatte man zu zahlen, ebenso wie beim Überschreiten einer Brücke. Ein schweres Standgeld hatte Joseph dafür zu entrichten, wenn er seine Erzeugnisse zum Verkauf auf den Markt brachte. Hatte er sie aber an den Käufer gebracht, so mußte er ein Zehntel des Preises, den er empfing, dem Zöllner sofort aushändigen. Die vielen Abarten von Grundsteuer, Haussteuer, Wasserzuteilungssteuer (Wasser ist im Orient sehr rar und daher teuer) — kamen hinzu.

So sah das Hausleben des armen Zimmermannes, der in dem Provinzstädtchen Nazareth arbeitete, vor 1932 Jahren aus. Wenn aber ein außerordentliches Unglück in Gestalt von Krieg, Hungersnot, Pest oder auch nur eines Durchmarsches von Soldaten, oder einer Durchreise eines Würdenträgers durch den Marktflecken eintrat, so mußte die Bevölkerung nicht nur Lasttiere und Menschenhände, sondern auch Futter und Nahrung umsonst liefern . . . Wer das nicht tat, wurde vor den Richter gezerrt. Auch der Unschuldigste, ja, sogar jeder Zeuge mußte dort „Federn lassen" . . . wenn er nicht für das ganze Leben ruiniert, verstümmelt oder gar zu Tode gemartert wurde.

So sah das Zeitalter aus, in das der Heiland hineingeboren ist. Nirgends sah man Mitleid, überall gewalttätige Gehässigkeit, Gewinnsucht, Wollust, Herzlosigkeit. Nicht einmal im Glauben fand man Trost. Die Seelen waren wurmstichig, von der griechischen alles anzweifelnden Sophisterei unterwühlt und zerfressen.

Joseph entstammte dem alten Königshause Davids, der vor 1000 Jahren das Reich Israel im Becken des Jordanflusses, des Toten Meeres und des Akaba-Meeresbusens gegründet hatte. Wenn man in Betracht zieht, daß König David einen Harem mit einigen Zehn Frauen besaß, (sein Sohn Salomo sogar von 700), dann darf man wohl annehmen, daß es solcher „Nachkommen Davids" damals eine Menge gegeben hat. Josephs Verkehrskreis bildeten sicherlich seine Kunden, unter denen gewiß viele Fischer waren vom benachbarten Genezarethschen See und vom Jordanfluß. Die Zimmermannsfamilie durfte beim Bau der Fischerkähne nicht schlecht verdienen.

Vielleicht verdiente man auch als Treiber und Packer bei den reichen Karawanen, die vom Roten Meere nach der Phönizierküste den Jordan entlang zogen? Der Welthandel verband Indien und Babylonien mit dem römischen Abendlande. Galiläa bildete das Hinterland der überreichen Handelsstädte der Antike, wie Tyrus, Sidon, Antiochia, Damaskus. Salem mit seiner Felsenburg Zion finanzierte den Warentransport und bewirkte den Austausch verschiedener Geldwährungen. Die Schatzkammern des Tempels und der Jerusalemer Bankmenschen waren damals weltberühmt. Die Bankhäuser der Juden besaßen Filialen jenseits des Gibraltar und des Babel Mandeb. Gerade durch ihre Ausbildung und den Ausbau des Weltverkehrs, war die jüdische Diaspora schon damals sehr verzweigt. Sie reichte bis nach dem Inneren Chinas und der Malabarküste. Römische Senatoren waren bei den Judenbankiers verschuldet, ebenso, wie die Satrapen des Parterreiches, die Araberfürsten, die Könige Äthiopiens und die Häuptlinge in Südrußland und an der Donau.

So war die Heimat des Heilands zugleich das Land der größten Kapitalisten und der ärmsten Unterdrückten, ein Land der krassesten wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze.

Die einzigartige handelsgeographische Lage Palästinas macht es zum „auserlesenen" Lande. Was Wunder, wenn seine Bevölkerung, das Volk Israel, daraus den Schluß folgerte, daß es selber „das auserlesene Volk" sei? Hatte denn der Durchschnittsisraelit nicht einen weiteren Ausblick in die Welt, als irgend ein anderer? Schon dadurch, daß der Israelit weltbewanderter war als alle anderen Zeitgenossen, gewann seine Weltanschauung an Geklärtheit. Nirgends in der Welt stießen aufeinander so viele Rassen und Religionen, wie an den Ufern des Jordans und Toten Meeres, wo Asien, Afrika und Europa einander die Hände reichten.

Der Orient ist voll von Symbolen, von Übernatürlichem, von Halluzinationen. Die Dürre des Klimas und der Scholle tragen dazu sicherlich bei. Das überhitzte Gehirn neigt zu Phantastereien, Allegorien, und allerlei Sagenhaftem. Auch im Zeitalter Jesu eiferten fanatische Rabbis in den Synagogen, wirbelten in Derwischverzückung die Nabis inmitten der andächtigen Zuschauermenge, entstanden immer neue Mahdis, die kommende Wunder, Weltkriege und Revolutionen den Massen prophezeiten. Ein Volk, das durch tausendfache Bedrückung, Unrecht und Ausbeutung zur Verzweiflung getrieben wird, schenkt gern Glauben einem jeden, der ihm einen Strahl der Hoffnung auf Besserung der Zustände verkündet. Nirgends in der Welt war der Boden besser zur Aufnahme einer wirklich heilverkündenden Religion vorbereitet, als in dem Lande Syrien, insbesondere aber, in dem heißen Judäa, über dem die Hochburg des talmudistischen Fanatismus, der Tempel Zions ragte.

Die verzweifelten Volksmassen sehnten sich nach der Rückkehr zum vereinfachten Lebenswandel, zu patriarchalischen Zuständen, wo es noch keinen römischen Militarismus, keinen semitischen Überkapitalismus, keine Königstyrannei, keine Priestertyrannei und keine so herzlose Mißverteilung der geistigen und materiellen Güter gab: Zum Ideal erhob der Volksmund die vor 1000 Jahren bestehenden patriarchalischen kirchlichen, politischen und sozialen Lebenszustände.

Sollte nicht einer aus dem Geblüt Davids kommen, um dieses ersehnte Ideal zu verwirklichen?

Die unglücklichen Volksmassen lechzten, wie der Wanderer in der verdorrten Sandwüste, nach der erfrischenden Erneuerung des scholastischen Rabulismus, der in Salem die Herzen verdorren ließ. Sollte da nicht nach dem Born der Weisheit in Bethlehem, woher das erfrischende Naß der Großstadt Jerusalem zufloß, gesucht werden? Lechzte doch einst auch König David selbst nach einem Labsal aus dem Borne von Bethlehem, der Urheimat seiner Ahnen.

Gewiß, nur ein Sproß Davids, der aus dem quellenreichen Bethlehem herkam, konnte den reinsten Trunk der neuen Lehre allen Durstenden reichen!

Ein Stern ist im Herzen eines kleinen levantinischen Landes aufgegangen, der allmählich den ganzen Erdenkreis hell beleuchten sollte.

Ein jeder, der da will, kann von dem Lichte des Evangeliums schöpfen, um das Dunkel seines kummervollen irdischen Daseins in einen strahlenden Festsaal zu verwandeln.

Das ist die erschütternde Bedeutung des geschichtlichen Ereignisses, welches vor rund 2000 Jahren der Menschheit neue gesunde Grundlagen zum Fortbestehen gab. Die Zustände in unserem Zeitalter sind denjenigen vor 2000 Jahren sehr ähnlich. Nicht soll das ein Beweis dafür sein, daß Christi Lehre im Sande zu verlaufen droht, nein! Vielmehr dürfen wir mit Bestimmtheit hoffen, daß die gleichen Ursachen die gleichen Folgen nach sich ziehen werden, und daß eine gewaltige Wiederbelebung unseres religiösen Lebens bald zu erwarten ist.

Der König kommt.

Von Rabindranath Tagore.

Die Nacht dunkelte. Unser Tagewerk war getan. Wir glaubten den letzten Gast gekommen zur Nacht, und die Tore des Dorfes wurden geschlossen. Nur einige riefen: „Der König wird kommen". Wir aber lachten und sprachen: „Es kann nicht sein".

Uns schien, es klopfte am Tor, doch wir sagten, es sei nur der Wind. Wir löschten die Lampen und legten uns nieder zum Schlaf. Nur einige riefen: „Der Bote ist's". Wir aber lachten und sprachen: „Es ist nur der Wind". Da kam ein Ton durch die tiefe Nacht. Uns Schläfrigen deuchte es wie ferner Donner. Die Erde erbebte, die Mauern wankten und störten uns auf vom Schlaf. Nur einige riefen: „Der Ton von Rädern war's". Wir aber murmelten schläfrig: „Es muß das Krachen der Wolken sein"

Die Nacht war noch dunkel, da klang die Drommete. Die Stimme rief: „Wachet auf, zögert nicht!" Wir drückten die Hände aufs Herz und schauderten furchtsam. Nur einige riefen: „Schaut das Banner des Königs!" Wir sprangen auf unsere Füße und schrien: „Dann ist keine Zeit zum Verzug!"

Der König kam, — doch wo sind Lichter und wo sind Kränze? Wie ist ihm der Thron bereitet? O Schmach, o tiefe Schmach. Wo ist die Halle, der Schmuck? Und einer rief: „Eitel dies Schrei'n! Grüßt ihn mit leeren Händen, führt ihn zu euren nackten Stuben!"

Öffnet die Tore, blast auf die Muschel! In der Tiefe der Nacht kam der König zu unseren dunkeln Häusern. Der Donner brüllt in den Himmel, das Dunkel erschauert vor Blitzen. Bring heraus den verschlissenen Teppich und breit' ihn im Hof aus. Mit dem Wetter kam plötzlich der König in furchtreicher Nacht.

(Aus „Gitanjali (Sangesopfer)". Deutsch erschienen bei Kurt Wolff Verlag A.-G. in München.)



* **Nobel.** A.: „Gehst du mit ins Café?"

B.: „Tut mir leid — habe keinen Pfennig Geld bei mir!"

A.: „Komm nur mit! Du kannst dich an mich anschließen und das Glas Wasser trinken, das ich zum Kaffee kriege!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg